

J.S. Berning

Penelopes Reise

agenda

J.S. Berning

Penelopes Reise

Roman



agenda Verlag
Münster
2024

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2024 agenda Verlag GmbH & Co. KG
Drubbel 4, D-48143 Münster
Tel. +49-(0)251-799610
info@agenda-verlag.de, www.agenda-verlag.de

Umschlagbild: Matthias Kunkler © VG Bild-Kunst

Druck und Bindung: TOTEM, Inowroclaw, Polen

ISBN 978-3-89688-857-0

Hab ich auch das Ziel verfehlt,
Kühn war doch die Fahrt.

Hermann Hesse

Ich musste wissen, warum. Ich musste wissen, warum er nicht gekommen war. An dem Tag im Juli, als ich sechzehn wurde und an einem Bahnsteig auf ihn gewartet habe. Aber er saß nicht in dem schnellen Zug aus der großen Stadt im Osten, in der er nun lebte. Dabei hatte ich mir gewünscht, alles wäre wie im Jahr davor.

Mit seiner alten Sporttasche in der Hand war er ausgestiegen und in meine Richtung gelaufen. Wie immer machte er keine übertriebenen Gesten. Selbst beim Gehen waren die Arme dicht an seinen schwächtigen Körper geschnürt. Er wirkte nie nervös, außer wenn er von Dingen sprach, die ihn gerade beschäftigten.

Er war nur noch einen Sprung entfernt, als er die Tasche abstellte und ihren Reißverschluss öffnete. Ich sah, wie ihm die schwarzen Locken in die Stirn fielen. Und ich sah das verwaschene T-Shirt mit der Punkfrisur von Patti Smith, das ich mir früher heimlich ausgeliehen hatte. Seine rosigen Bäckchen und die geschwungenen dunklen Brauen ließen ihn wie einen falschen Engel erscheinen. Ein Engel, der in der nächsten Sekunde zu einem feierlichen Ungeheuer werden konnte.

„Für dich, Schwesterherz.“

Der kleine Bär, den er bestimmt in einem Souvenirladen gekauft hatte, stand auf seinen Hinterbeinen. Gleichzeitig streckte er die Vorderpfoten in die Höhe, was lächerlich aussah, aber die Leichtigkeit einer La-Ola-Welle ausstrahlte. Er war bemalt mit dem U-Bahn-Netz der großen Stadt im Osten. An der Haltestelle Zoologischer Garten standen ein Elefant und eine Giraffe einträchtig nebeneinander und wiesen Reisenden den Weg in den Untergrund.

„Dein Buddy! Damit du mich findest, wenn du mich mal in Berlin besuchst.“

Er hatte schon immer diese ironische Art, und er hatte leichtes Spiel mit mir, auch weil er drei Jahre älter war.

„Alles Gute zum Geburtstag, Pappa!“

Er wusste, wie ich diesen Namen hasste.

„Phil, du Blödmann!“, zischte ich zurück und versetzte ihm einen Schubs.

Ich gebe zu, dass ich mich gerne verkleide und auf ausgefallene Sachen stehe. Ich erinnere mich an lila Latexröcke mit Knicklichtern, weil die an Sommerabenden in unserem leeren Dorf so schön leuchteten. Und ich erinnere mich an bunte Strumpfhosen und Fellstulpen für die Beine, wenn es draußen kälter wurde. Ich liebte verrückte Perücken und Plastikbänder, die man sich in die Haare stecken konnte. Und Musik hörte ich nur, wenn sie über 135 bpm hatte. Ich war ein Raver. Damals kannte ich dieses Wort noch nicht. In einem Wörterbuch las ich, dass es Schwärmer bedeutet. Wofür schwärmte ich? Für die Farben? Für die Zukunft? Für meinen Bruder? Ich war ziemlich durcheinander in dieser Zeit.

In meinen schweißnassen Händen ließ ich den putzigen Plastikbär hin und her rollen. Dann blickte ich in Phils stechende Augen und umarmte ihn.

Eigentlich heiße ich Penelope. Das ist Griechisch. Genau wie Phils Name und die perfekte gerade Nase, die er hat. Aber das weiß ich erst, seitdem wir in der Schule „Philemon und Baucis“ gelesen haben. Das ist eine von diesen Geschichten, die mich wirklich fertigmachen. Philemon und Baucis sind ein Paar. Von Zeus, dem Obersten aller Götter, werden sie für ihre Freundlichkeit belohnt. Deshalb haben sie einen Wunsch frei. Sie bitten darum, zur selben Stunde sterben zu dürfen, damit keiner auf das Grab des andern schauen muss. Das ist so schön und traurig, dass ich immer wieder daran denken muss.

„Und wie geht es ihm?“

In der stickigen Bahnhofshalle war Phil plötzlich stehen geblieben. Seine Frage hatte mich überrascht. Ich suchte nach einer Antwort, die ihm nicht wehtat.

„Er verschwindet“, sagte ich und bereute es sofort. „Ich meine, er vergräbt sich in die Arbeit. Manchmal höre ich sein Hämmern sogar nachts, obwohl er kaum Aufträge hat. Außer den üblichen Ringen vielleicht ein paar Halsketten und Armbänder, jedenfalls nichts von Bedeutung. Abends koch ich was für uns. Trotzdem reden wir nicht viel.“ Und dann sagte ich noch: „Seit sie nicht mehr da ist, ist es schlimmer geworden. Aber das weißt du ja.“

„Was weiß ich?“, gab Phil gereizt zurück.

„Dass er sich die Schuld gibt“, sagte ich leise und schluckte.

Für eine Weile starteten wir beide auf den Zeitungsständer vor dem Bahnhofskiosk, aus dem uns fette Schlagzeilen über die neuesten Hitzerekorde ansprangen. Auf dem flirrenden Vorplatz stand der Schulbus abfahrbereit.

„Und du? Wie lange bleibst du diesmal?“, fragte ich, um abzulenken. „Ich wette, du malst wie ein Besessener in deinem WG-Zimmer, statt in die Uni zu gehen.“

Inzwischen hatte sich die Halle geleert. Nur Phil und ich rührten uns nicht vom Fleck, als würden wir dort für irgendein verdammtes Stillleben posieren.

„Ich seh die Überschriften schon vor mir: Die Farbe, die Form, das Licht – Phil Bergers Bilder haben Weite und Tiefe.“

Langsam entspannte sich seine Miene.

„Ganz im Gegensatz zu den Kleckszeichnungen aus deiner bunten Periode“, sagte er trocken und verzog die Lippen.

„Und wenn du erst berühmt bist“, raunte ich ihm zu, „kaufst du mir eins von diesen Luxuslofts mit Aussicht auf den Funkturm.“

Er versuchte ein Lächeln. Dann strich ich ihm rasch übers Haar.

Der Bus war leer. Die großen Ferien hatten begonnen. Also fläzten wir uns auf die hinterste Bank. Die Scheiben rundherum reflektierten unsere Gesichter. Nicht einmal die Army-Cap mit dem breiten Schirm schaffte es, meine widerspenstige Mähne zu verbergen. Der Fahrer ließ den Motor an und blickte in den Rückspiegel. Er hätte

uns für Philemon und Baucis halten können, aber ich glaube, er interessierte sich nicht besonders für die Mythologie der Griechen.

Durch die gleichförmigen Straßen der kleinen Stadt zuckelten wir zurück in unser noch langweiligeres Dorf. Ich beobachtete Phil durch die getönten Gläser meiner Nickelbrille. Er hatte sich Kopfhörer in die Ohren gesteckt und wippte mit den Füßen zu einem von Pattis Songs. *Come on now, try and understand/ The way I feel when I'm in your hands.*

In diesem Moment war alles hell und einfach. Doch ich wusste, dass das nicht stimmte. Um die Wahrheit zu sagen: Phil und ich hatten lange Zeit überhaupt keinen guten Draht zueinander.

Das sollte sich erst in dem Winter davor ändern, der so sibirisch war, dass kurz vor Weihnachten der Schlossteich zufror. Unser Schloss ist nicht wirklich ein Schloss. Ich meine, es ist eher eine Art Burg mit einem Wassergraben drumrum. Früher kam man nur über eine Zugbrücke hinein, damit die fiesen Raubritter draußen blieben. Drinnen gibt es Tapeten aus Leder und teure Teppiche, auf denen heute die schweren Rüstungen stehen.

Jedes Wochenende fallen Horden von Eltern in das Schloss ein und spielen mit ihren Kids Lanzenlauf oder Prinzessin retten oder sonst was Idiotisches. Später trampeln sie alle auf Schatzsuche durch den Tiergarten. So heißt der Wald hinter unserem Schloss. Weil Berlin auch einen Tiergarten hat, stelle ich mir manchmal vor, dass Phil und ich noch immer durch denselben Wald laufen und unsere Namen bis in die Kronen der hohen Rotbuchen rufen.

Am Schlossteich hatte ich mich mit Rickie, die eigentlich Ricarda heißt, und einigen anderen Mädchen, die in unsere Klasse gehen, zum Schlindern verabredet. Rickie ist meine einzige wirkliche Freundin. Dabei war sie die Erste, die mich Puppa genannt hat. Das war noch in der Grundschule. Damals fand ich mich selber klein und pummelig.

Auf Rickie bin ich trotzdem nicht mehr sauer. Schließlich hat sie

den gleichen Modetick wie ich. Ohne ihre Eltern zu fragen, hat sie sich ein Helix-Piercing stechen lassen, was bestimmt die Hölle war, aber total punkig bei ihr aussieht.

An diesem Nachmittag trug sie den Teddymantel, den wir zusammen auf einem Flohmarkt entdeckt hatten. Natürlich haben wir uns darum gestritten. Doch dann habe ich nachgegeben, weil der Mantel einfach besser zu Rickies aschigen Haaren und ihrem Gesicht passt, das sie sich seit einiger Zeit so blass schminkt wie die Mädchen aus den Gothic-Girl-Heften, die ich Tag und Nacht verschlinge. Außerdem finde ich es toll, dass sie Gedichte mag, vor allem die von einem Typen namens Hermann Hesse. Das ist so ein friedensbewegter Hipie, der lange tot ist, aber ziemlich aufsässig gegen alles gewesen ist.

„Ist das so kalt oder bin ich schon krank?“, rief Rickie mir bibbernd entgegen, als ich am Teich eintraf. Abwechselnd hüpfte sie von einem Bein auf das andere.

Trotz Bomberjacke und Beanie tat ich mir mindestens genauso leid.

„Nur die Tapferen sterben jung“, hauchte ich in die frostige Luft, die aus meinem Atem davonschwebende Wattebällchen formte.

„Ist grad nicht viel los auf der Bahn“, sagte ich. „Wollen wir ...?“

Weiterzureden wäre zwecklos gewesen. Ich begriff sofort, dass Rickie ihre volle Aufmerksamkeit einer Ansammlung von Dorfjungen schenkte, die auf dem hinteren Teil des Teiches die scharfen Kufen ihrer Schlittschuhe in die harte Eisdecke kratzten. Dabei hielten sie irgendwelche Stöcke in ihren Händen und jagten einer schwarzen Scheibe hinterher, die wie ein Derwisch über die silberblaue Fläche glitt. Einige von ihnen trugen Fahrrad- oder Mopedhelme und riefen sich merkwürdige Kommandos zu.

„Da spielen die Warriors gegen die Icefighters“, erklärte mir Rickie immerhin. „Fünf gegen Fünf. Unten gegen Oben“, ergänzte sie im Stil einer beflissenen Sportreporterin.

„Wieso denn Unten gegen Oben?“

„Na, die Warriors sind die von der Hauptschule und die Icefighters die von der Penne. Das finale Battle sozusagen, bevor sie alle im nächsten Jahr ihre Abschlüsse machen.“

Weil ich so eine Blindschleiche bin, erkannte ich erst jetzt, dass es sich bei einem der wie Raubritter verkleideten Jungen um Phil handelte. Ausgerechnet Phil, dachte ich. Bei der leisesten Berührung würde ein zartes Kerlchen wie er über das spiegelglatte Eis geschleudert und mit dreifach gebrochener Schulter elendig darauf liegen bleiben. Dass er weder einen Helm noch Ellbogen- und Schienbeinschoner hatte, verbesserte seine Lage nicht unbedingt. Der federnde Bommel auf seiner Pudelmütze eignete sich wohl kaum als Stoßdämpfer.

„Woher haben sie denn den Ball?“

„Mensch, Pe! Das ist doch kein Ball. Das ist ein Puck“, schnauzte Rickie mich an. Ihr Mund strahlte wie roter Lack. Und da kapierte ich, dass Rickie nur wegen Phil gekommen war. Sie schwebte sozusagen auf Wolke sieben.

Von den sich ineinander verhakenden Jungenkörpern wanderte mein Blick hinüber zu der wuchtigen Atlas-Statue am Ufer, die die Spätnachmittagssonne in ein milchiges Licht tauchte. Atlas, den muskelbepackten Riesen, hat man dazu verdonnert, den Himmel zu stemmen. Mit grimmigem Gesicht, in dem ein wilder Bart sprießt, wuchtet er das tonnenschwere Gewölbe auf seine Schultern, damit es bloß nicht auf die Erde kracht. Aber was wäre so schlimm daran, stellte ich mir vor, wenn man tatsächlich den Himmel auf Erden haben könnte? Wäre das nicht wunderbar? Ich glaube, Rickie hätte an diesem Tag alles dafür gegeben.

Leider hat es sich der Himmel anders überlegt. Dicke Wolkenpakete waren herangefegt, um die Kuppel in einem dunklen Grau auszukleiden.

Es war Rickies gellendes Geschrei, das mich aus meiner Träumerei holte. Unablässig grölte sie Phils Namen und riss dabei ihre Arme wie ein Buddy Bär nach oben.

„Was ist mit Phil? Haben sie schon den Notarzt gerufen?“, kreischte ich.

Es stellte sich heraus, dass Phil die Icefighters in der allerletzten Spielminute zum Sieg geschossen hatte. Ich konnte es nicht fassen und sah, wie er sich aus einem Knäuel erschöpfter Jungen herauslöste und lässig auf uns zufuhr. Jeden Moment rechnete ich damit, dass Rickie sich auf ihn schmiss. Er stoppte direkt vor uns und grinte auf eine unverschämte Weise.

Dann warf er seinen Schläger aufs Ufergras, riss sich die Mütze vom Kopf und wischte sich damit den Schweiß von der Stirn. Er streckte mir seine Faust entgegen, sodass ich ihn sicher vom Eis ziehen konnte.

Und dann, ich schwöre es beim Grab unserer Mutter, schwang er, als hätte er es vorher extra geübt, seine spindeldürren Ärmchen fest um meinen Rücken, drückte sein klopfendes Herz gegen meine laussekalte Bomberjacke und sagte „Lass uns nach Hause gehen, Penelope“, so laut, dass es wirklich alle um uns herum hörten. Ich konnte mich nicht daran erinnern, wann er mich das letzte Mal so genannt hatte.

Ich bemerkte die verschämten Blicke der anderen und Rickies enttäushtes Gesicht. Aber unsere Freundschaft hielt das aus. Im nächsten Frühling beschlossen wir sogar, eine richtige Band zu gründen, also eigentlich ein Duo. „Töchter des Atlas“ wollten wir uns nennen und Gedichte von diesem Hermann vertonen. Rickie würde Cello spielen und ich singen und ein bisschen querflöten.

Schweigend gingen Phil und ich Hand in Hand weiter. Wir waren am Schlossteich fast vorbei, als ich mich kurz umdrehte und Atlas heimlich zuzwinkerte. Auf der Brücke über den Wassergraben spürte ich die ersten nassen Flocken auf meinen Lippen. Und als wir zu Hause ankamen, lagen die Wiesen schon weiß und weich vor uns.

An dem Tag, als ich sechzehn wurde und der schnelle Zug aus der großen Stadt im Osten längst weitergefahren war, stand ich noch

eine Zeit lang auf dem verlassenen Bahnsteig und stierte auf das leere Gleis. In der Mittagshitze verbogen sich die Schienen, um an ihrem Ende miteinander zu verschmelzen. Aus dem Lautsprecher kündigte eine Stimme die Einfahrt einer Regionalbahn aus Dortmund an.

Plötzlich hatte ich es eilig. Ich sprintete die Treppe hinunter in die Bahnhofshalle. Ich konnte nicht länger warten. Auf keinen Fall wollte ich so eine dumme Gans wie diese Penelope sein, die brav zu Hause in Ithaka hockt, während sich ihr King und Lover Odysseus auf eine Never-Ending-Tour begibt.

Ich wollte wissen, warum Phil nicht gekommen war.

Ich musste es wissen.

Eine gewittrige Nacht später saß ich selber in dem schnellen Zug nach Berlin. Der Monitor über mir meldete, dass wir gerade mit 220 Sachen durch den Teutoburger Wald rasten. Endlose Reihen von Kiefern und Fichten huschten an meinem Gesicht vorbei. Ihre Nadeln waren so nah, dass sie fast an den Panoramafenstern kratzten und vor meinen Augen zu fliegenden Punkten wurden.

Das Geflacker baute sich zu einem Bild auf, das Phil und mich als Kinder vor riesigen Felsbrocken zeigte. Die Türme machten mich schwindelig wie die Skyscraper in Manhattan, die ich jede Woche in „Friends“, meiner absoluten Lieblingssitcom, bestaute.

Wolf, so heißt unser Dad, war auf die geniale Idee verfallen, uns zu den berühmten Externsteinen zu schleppen. Die liegen nämlich mitten im Teutoburger Wald, schon seit der Steinzeit, und sind echte Giganten. Man sagt, sie hätten sogar magische Kräfte.

Dummerweise hatte Wolf die Tour auf den Tag vor der Walpurgisnacht gelegt, in der die Externsteine, wie jeder weiß, zu einem Ort werden, an dem sich alle als Hexen verkleiden und auf Besen, Ziegenböcken oder Katzen zum Teufelstanz reiten.

Ich glaube, Wolf hatte sich den Ausflug nur ausgedacht, damit Phil checkte, dass diese blöden Steine so eine Art Großplastik sind, die die Natur aus der zerklüfteten Landschaft herausgeschlagen hat. Unser Vater ist ja mal Bildhauer gewesen.

Jedenfalls endete die Reise in einer Katastrophe. Aus Langeweile habe ich mich in einer der vielen Höhlen, die es dort gibt, versteckt. Stundenlang musste Wolf mich unter den ganzen Verrückten suchen. Auf dem Heimweg sprach er kein einziges Wort mehr mit uns.

„Ich fahre zu ihm! Und du wirst es mir nicht verbieten!“, rief ich Wolf entgegen, als er in seiner lavagrauen Latzhose aus dem Gartenhäuschen trat, in dem sich seine Werkstatt befindet.

Ich wunderte mich, dass ich das wirklich gesagt hatte, auch wenn

ich wusste, dass Wolf schon lange nicht mehr die Kraft hatte, sich gegen den Lauf der Dinge zu stellen. Regungslos stand er da und hielt seinen Ziselierhammer in einer Hand fest umklammert. In seinem stummen Blick lag die Enttäuschung darüber, dass ich ohne Phil vom Bahnhof zurückgekommen war.

Mir fiel auf, dass er immer noch gut aussah. Er war schlank und stattlich und trug sein meliertes Haar so lang, als wäre er einer von den Olympiern.

„Ich nehme Rickie mit!“, schmetterte ich selbstbewusst über den sonnenverbrannten Rasen hinweg. Aber das war natürlich gelogen. „Ihr macht alles kaputt mit eurem verdammten Streit!“, brüllte ich ihm hinterher, als er bereits den Rückzug angetreten hatte. Sekunden später hörte ich wieder das metallische Klopfen aus seiner Werkstatt.

Mein Geburtstag war dann doch ganz okay. Bis in die Dunkelheit hingen Rickie und ich auf dem Ölberg ab. Der Ölberg ist eine kleine Insel mitten auf einem versteckten Teich im Tiergarten und mein absoluter Lieblingsort. Phil hat mir mal verraten, wo der Förster, der auf unseren Wald aufpasst, sein Schlauchboot vertäut.

Auf der kreisrunden Insel haben wirklich nicht mehr als zwei wunderschöne Buchen Platz, die sich kerzengerade in die Höhe strecken. Irgendwie ist es dort so friedlich, als wäre man auf dem Gipfel eines Berges und würde über ein weites Tal bis zum Horizont schauen. Vielleicht lag das aber auch nur an dem Joint in Phils blechernem Griffelkästchen, das er nach seiner Abifeier dort vergraben hatte und das wir mit unseren bloßen Händen wieder ausbuddelten.

Rickie hatte sogar ihre Gitarre dabei, und wir probierten an einem von Hermanns Gedichten herum. „Sterne der Jugend ...“ So hieß wohl der Anfang, was ja irgendwie zu meinem Geburtstag passte. Genau weiß ich das nicht mehr, denn für den Rest der Zeit waren wir ziemlich zugehörnt.

Spätabends habe ich meinen Rucksack gepackt. Ich musste an Phil denken, als mir einfiel, dass ich seine Adresse in Berlin gar nicht

hatte. Panisch durchwühlte ich jeden Winkel, bis ich eine Postkarte mit der Straße und der Hausnummer seiner Wohngemeinschaft in Friedrichshain fand. Dann habe ich den Buddy Bär, der mir Glück bringen sollte, noch zu den anderen Sachen gestopft.

Es war fast Mitternacht, als ich mich ein letztes Mal in Phils Zimmer schlich. Keine Ahnung, warum ich das gemacht habe. Von hier aus kann man über Äcker und Felder hinweg das Schloss betrachten, das in einer Senke versunken und still daliegt. Die einzige Zufahrt ist eine Allee aus knotigen Kastanienbäumen. Daneben plätschert ein nierenförmiger Fischteich mit schnatternden Enten gemütlich vor sich hin. Und an seinem Ende wirft eine ausladende Trauerweide ihren flatternden Blätterschirm über das flaschengrüne Wasser. Früher haben Phil und ich die flachen Kieselsteine vom Schlosshof stundenlang darüber flitschen lassen.

Als es unsere Eltern aus München hierher verschlug, haben sie sich natürlich in diese Aussicht verliebt. Dabei war die fliederblaue Villa mit den Blumenrabatten und dem Gartenhäuschen viel zu groß für sie, zumal Phil und ich noch gar nicht geboren waren. Außerdem hatte das Haus, das an einer belebten Landstraße einsam am Ortsausgang hockt, eine Geschichte, die ziemlich spooky ist. Der Vorbesitzer war ein Fabrikant, dessen Weberei das halbe Dorf seit Jahrzehnten mit Arbeit versorgte. Irgendwann hatten immer neue Textilkrisen seine Firma in den Ruin getrieben. Zum Schluss hat sich der arme Kerl im Keller eine Kugel in sein krankes Herz geschossen. Danach litt die verwaiste Villa vorwurfsvoll vor sich hin.

Phils Zimmer hatte eine weitere Besonderheit. Weil es ursprünglich ein Gästezimmer war, gab es darin eine Duschkabine mit so einer altmodischen Schiebetür davor. Sie war aus undurchsichtigem Plexiglas, über das sich im Laufe der Jahre eklige Schichten aus Schmutz und Kalk gelegt hatten. Trotzdem habe ich nie gesehen, dass Phil sie auch nur ein einziges Mal geputzt hätte.

Stattdessen hatte er kurz vor dem Abi die Rückwand der Dusche

geweißt und an verschiedenen Stellen schwarze Farbflächen aufgetragen. Wenn man einen Schritt zurücktrat, setzten sie sich zu dem quälend aufgerissenen Gesicht eines zornigen jungen Mannes zusammen. Darunter hatte Phil drei Wörter gepinselt: HÄRTE UND GEFÜHL. Erst viel später habe ich verstanden, was er damit gemeint hat.

Weil der Mond in dieser Nacht nur ein funzeliges Licht zustande brachte, knipste ich die Lampe auf Phils Schreibtisch an. Es lagen noch Mappen mit Notizen für seine Abi-Prüfungen darauf. Außerdem Muscheln und Steine vom Strand in Scheveningen, an dem wir in verregneten holländischen Nordseesommern unzählige Sandburgen gebaut haben, auf deren Zinnen wir Phils Playmobil-Ritter positionierten.

Dann fiel mein Blick auf die seidene Tagesdecke auf Phils Bett, die mit den indischen Mustern, und seine Perry Rhodan-Sammlung, die auf einem Bücherbord vor sich hin staubte. Meine Augen blieben an einem dieser schmalen Reclambändchen hängen. Ich kannte den Titel, „Die Odyssee“, und die Hauptfigur Odysseus. Er war so eine Art griechischer Superman. Ich weiß nicht, warum, aber ich bekam Lust, mehr über ihn und seine artige Penelope zu erfahren, und steckte das knallgelbe Heftchen in meine Hosentasche.

In dem ICE funktionierte die Klimaanlage so gut, dass mir in meinem T-Shirt schnell zu kalt wurde. Dabei hatte ich über das Outfit für meinen ersten Tag in Berlin lange nachgedacht und mich schließlich für eine Levi's Super Skinny Jeans und ein olivfarbenes Tour-Shirt der Beatsteaks mit dem Aufdruck THE STEAKS ARE HIGH entschieden. Eigentlich wird das ja „stakes“ geschrieben und bedeutet, dass man bereit ist, an der Börse mit hohem Einsatz zu spielen. Die Punkrocker von den Beatsteaks haben daraus einfach Berliner Beatebuletten gemacht. Genial, oder?

Die Beatsteaks sind sowieso meine absolute Lieblingsband. Und sie kommen tatsächlich aus Berlin. Auf der Rückseite des Shirts sind

alle Orte ihrer 06er-Tournee aufgelistet. Der Abschluss-Gig in der Columbiahalle in Tempelhof war noch keine Woche her. Das Tour-Shirt hatte ich mir als Trostpflaster dafür, dass ich nicht dabei war, in der Grünen Hölle gekauft. Das ist so ein alternativer Plattenladen in der Nähe meiner Schule, in dem ein süßer Verkäufer mit pumuckl-roten Haaren arbeitet.

Hinter Braunschweig verschluckte die Himmelslinie die wenigen Dörfer, an denen unser Zug vorbeifuhr. Hier war die Landschaft wie leengeräumt. Zonenrandgebiet. Diesen Ausdruck hatte ich mal im Politikunterricht gehört. Und dann kamen auch schon die ersten Plattenbauten aus grauem Spritzbeton in Sicht.

In Magdeburg stieg eine junge Frau zu und setzte sich auf den frei gewordenen Platz gegenüber. Sie ähnelte einer Person auf dem Foto, das an meiner Pinnwand hängt. Es ist meine Mutter. Sie lacht in die Kamera und sieht dabei total lebendig aus. Damals waren Wolf und sie im Urlaub in irgendeinem spanischen Kaff. Saragossa, glaube ich, oder Santander.

Auch die Frau im Zug hatte die Haare hochgesteckt und eine überdimensionale schwarze Sonnenbrille auf ihrer spitzen Nase. Sie erinnerte mich an Holly Golightly in dem Film „Frühstück bei Tiffany’s“, falls den einer kennt.

Holly ist so ein schlagfertiges Partygirl mit einer blühenden Fantasie. Sie hat etwas Glamouröses an sich und trägt schon mal ein schwarzes Givenchy-Abendkleid mit einem sündhaft teuren Diadem um ihren langen Hals, auch wenn sie sich das gar nicht leisten kann. Sie flucht und raucht und hat einen Hang zu chaotischem und selbstzerstörerischem Verhalten.

Ich muss zugeben, dass fast alles davon auch auf unsere Mum zutrifft. Die Frau im Zug roch außerdem nach Maiglöckchen. Ihr üppiger Mund und der rote Lippenstift hatten etwas Verführerisches. Ob jemand in Berlin auf sie wartete?

Wolf und meine Ma sind anfangs bestimmt auch ein glückliches

Paar gewesen, vielleicht sogar ein glamouröses. Sie wohnten in Schwabing, einem trendigen Stadtteil von München. Wolf Berger war damals ein Star in der Kunstszene. Museen und Galerien rissen sich darum, eine Ausstellung mit ihm zu machen. Seine voluminösen und dennoch federleichten Skulpturen aus Eisen und Stahl hätten Seele. Das habe ich mal in einem Artikel gelesen, den ich in einem Stapel von Zeitungen und Magazinen in Wolfs Werkstatt entdeckt habe.

Aber dann blieb der Erfolg plötzlich aus. Es gab keinen wirklichen Grund dafür. Wolf begann zu trinken. Sie stritten sich. Irgendwann war kein Geld mehr da, und sie konnten die Miete für die schicke Wohnung und das großzügige Atelier nicht länger bezahlen.

Unsere Ma hat versucht, auf ihre Weise damit umzugehen. Die ganze Kunstwelt sei doch sowieso nur eine eitle Bubble, meinte sie, und von stinkreichen Sammlern und geldgierigen Investoren fremdgesteuert. Das hat Phil mir jedenfalls erzählt.

„Lass uns von hier abhauen“, flehte sie Wolf immer wieder an.

Er wollte das nicht. Dann wurde sie schwanger. Wolf machte ihr Vorwürfe. Er fühlte sich bedrängt und redete von Erpressung. Schließlich verließen sie die große Stadt im Süden und tauschten sie gegen ein schläfriges Dorf und die Aussicht auf ein Wasserschloss ein.

Wenig später wurde Phil geboren. Wolf richtete sich im Gartenhaus eine Werkstatt als Goldschmied ein. Sie lebten von dem, was er an Schmuck herstellte und an irgendwelche Händler verkaufte. Mit der Bildhauerei hatte er endgültig abgeschlossen. Oft kam er erst mitten in der Nacht nach Hause. Auch das glockenhelle Holly Golightly-Lachen unserer Mum wurde immer weniger.

Ihr zweites Kind, also ich, das sie ausgerechnet Penelope nannten, was, wie jeder Akropolis-Kletterer weiß, die Treue bedeutet, war nur der letzte Versuch, ihre Beziehung zu retten. Aber die Zeit hatte alles aufgebraucht.

Im Schrittempo rollte der Zug die letzten Meter bis zum Bahnhof

Zoo. Was wohl der Buddy Bär zu seiner Rückkehr sagen würde? Für eine Sekunde blitzten die für immer ausgebombte Gedächtniskirche und die deprimierenden Hochhäuser rund um den Breitscheidplatz auf. Dann zog ich meinen Rucksack von der Gepäckablage und lächelte Holly zum Abschied zu.

Kurz darauf stand ich in dem Durchgang unter den Gleisen und blickte verwundert auf einen Menschenstrom, der sich bis auf den angrenzenden Busbahnhof ergoss. Auf der anderen Seite warteten die Dealer und die Stricher auf ihre Kunden. Trotz der dröhnenden Hitze waren alle in Bewegung. Alles geschah gleichzeitig. Alles lärmte. Und alles stank.

Ich stieg in einen Wagen der U-Bahnlinie 3 und friemelte das Reclamheft aus meiner Gesäßtasche. Auch die meisten meiner Mitfahrer waren mit sich selbst beschäftigt. Sie steckten ihre Nasen tief in die BZ oder lösten ein verdammtes Sudoku-Rätsel oder hatten „I think you’re crazy“ auf den Ohren, weil das der Hit in diesem Sommer war.

Ich las, dass Odysseus und Penelope einen Sohn hatten, der Telemach hieß. Eines Tages bricht er in einem Schiff mit zwanzig Ruderern auf und begibt sich auf die gefährliche Suche nach seinem seit Jahren verschollenen Vater.

Der Sohn des Odysseus wies seine Gefährten an, die Takelage klarzumachen. Sie taten, was er sagte, stellten den hohen Mast aus Tannenholz auf, sicherten ihn im Mastfuß, zurrten die Seile fest und zogen mit den geflochtenen Lederriemen das weiße Segel empor. Der Wind fuhr hinein, blähte es auf, Gischt spritzte um den Bug. Das Schiff nahm schnell Fahrt auf und glitt durch die dunklen Wellen, von der Strömung noch beschleunigt, hin zum Ziel der Reise.

Irgendwie war ich auch auf einer Reise, deren Ausgang ich nicht kannte. Gerade schwebten wir durch eine besonders finstere Welt. Immerhin war ich nicht alleine unterwegs. Den tapferen Telemach würde ich jedenfalls im Auge behalten.

Eine halbe Stunde später hatte mich der gelb angestrichene Lindwurm unversehrt wieder ans Licht befördert. Ich fand mich in der sich breitmachenden Warschauer Straße wieder und blinzelte in die Glut der Abendsonne. Direkt vor dem Eingang der U-Bahn-Station gab es einen Starbucks, in dem ich mir einen Iced Latte Macchiato to go holte. Eine Tram schleifte vorbei.

Dann schlenderte ich Richtung Boxhagener Platz. Am Wegrand eine Shisha-Bar, eine Vintage-Boutique, ein Dönerladen. In der Kopernikusstraße lag der süße Geruch von frisch gebackenem Teig aus einem Waffeleisen in der Luft. Dann eine Änderungsschneiderei, ein Kiosk, ein Sex-Shop. Die Wohn- und Geschäftshäuser mit ihren verwaschenen Fassaden standen dicht gedrängt und warfen ihre letzten Schatten auf die Bürgersteige, wo ein kunterbuntes Völkchen herumspazierte.

In der Simon-Dach-Straße zählte ich die Kneipen mit ihren fröhlichen Lichterketten und den bierzeltlangen Bänken vor dem Eingang. Ich stellte mir vor, dass Phil sich hier abends mit seinen Freunden traf. Worüber redeten sie? Über Politik? Über Kunst? Über Mädchen? Oder über die vietnamesische Nachbarin, die sich wegen der Spekulant im Kiez ihre Miete nicht mehr leisten kann?

Im Vergleich dazu ist der Boxi ein übertrieben großer Dorfplatz zum gratis Chillen. Zu dieser Tageszeit hatte er sich allerdings in ein Wimmelbild aus Touristen, Nadelstreifennerds, Kiffern, verliebten Pärchen und Rentnern aus der Nachbarschaft verwandelt. Großfamilien hatten sich auf Decken mit morgenländischen Motiven niedergelassen und den Inhalt ihrer Kühltaschen ausgebreitet. Hunde tollten frei herum und bellten zufrieden. In einem Planschbecken bespritzten sich Kinder jaulend mit Wasser. An jeder Ecke dampfte und duftete es. Und über allem lag der süßliche Geruch von Gras.

Als ich in die Kreuzzigerstraße einbog, fielen mir sofort die regenbogenfarbenen Häuserwände auf. Dinos und Kamele waren darauf, aber auch Totenköpfe und der rebellische Bart Simpson mit seinen explodierenden Augen. Über eine zerschlissene Front war ein Bett-

tuch mit der Aufschrift WIR BLEIBEN HIER gespannt. Es war so gespenstisch, dass ich mich nicht gewundert hätte, wenn jeden Moment der Abrissbagger um die Ecke gekommen wäre.

Phils Wohngemeinschaft nistete im Dachgeschoss eines vierstöckigen Hauses, das durch seinen senfigen Anstrich auch nicht gerade eine Zierde war. Der Sockel war vollgeschmiert mit Graffiti und mit Plakaten und Stickern zugekleistert. Allein die tollkühn ans Mauerwerk getackerten Balkone machten durch ihre gusseisernen Geländer den Anblick erträglicher. Ob hier überhaupt jemand wohnte? Die meisten Namen auf den Klingelschildern waren unleserlich oder fehlten ganz. Aber das machte nichts, denn die klapprige Haustür leistete ohnehin keinen Widerstand.

Im Treppenhaus roch es nach Urin. Ich folgte dem bläulich-fahlen Flurlicht und stieg nach oben. Bei jedem Schritt knarzte die Holzterappe mit dem fleckigen Läufer darauf. Irgendwo wurde eine Tür zugeschlagen. Im dritten Stock sprang eine Katze mit türkisenen Augen vor meine Füße und flüchtete knurrend Richtung Ausgang.

Aus der WG-Wohnung drangen Stimmen und das Lachen einer Frau. Mit Ausnahme von Holly Golightly war ich auf alles gefasst. Weil die Klingel keinen Ton von sich gab, klopfte ich so lange, bis ein Typ die vermackte Flügeltür mit einem Schwung aufriss. Er war mittelgroß, hatte sanfte Lippen und eine markante Kinnlinie.

Vor allem aber war er anders, als ich es erwartet hatte. In dieser abgewrackten Hütte hatte ich mir eher einen Gammeler in Jesuslatzchen als Phils Mitbewohner vorgestellt. Der hier dagegen ließ sein kariertes Baumwollhemd von Tom Ford lässig über seine hellgraue Diesel Jeans hängen. Die Ärmel hatte er auf legere Art hochgekrem-pelt, sodass man den dichten Flaum auf seinen Unterarmen sah. An seinen Füßen trug er blauweiße Sneakers, und seine glatten Haare hatte er cool nach hinten gegelt. Er wirkte wie ein elektrisierender Jüngling auf einem alten Gemälde. Kurzum, er sah aus wie Joey Tribbiani in „Friends“.

„Hi! Ich bin Pe ... äh ... Penelope“, sagte ich atemlos und etwas zu laut. „Ich will meinen Bruder besuchen ... Phil ... Phil Berger.“

Ich lief tomatenrot an.

Statt zu antworten, glotzte der Typ die ganze Zeit auf mein Beatsteaks-Shirt. Vermutlich dachte er, ich sei die Abgesandte irgendeines ostwestfälischen Bio-Bauernhofes, die zu einer verdammten Landwirtschaftsmesse nach Berlin gereist war und in der ausgebuchten Stadt nun verzweifelt nach einem Zimmer suchte. Doch dann wehte ein langgezogener kratziger Gitarrenlick im Wettstreit mit fetten Trommeln aus dem Flur herüber. Der Typ grinste verschwörerisch.

Und dann ging das Licht im Treppenflur aus.

„Du bist also Phils Schwester?“

„Mhm.“

„Wer ist es denn, Tom?“, rief die Frauenstimme aus dem Hintergrund.

„Also, kann ich Phil jetzt sprechen?“

„Das geht nicht.“

„Wieso? Ist er nicht zu Hause?“

„Ähm ...“

„Ja?“

„Phil wohnt hier nicht mehr.“